

Daniel Czepko von Reigersfeld

Autor(en): **Haas, Alois**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **45 (1965-1966)**

Heft 6

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161751>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Daniel Czepko von Reigersfeld

ALOIS HAAS

*Aus dem Leibe die Seele,
Und aus der Seelen Gott.
An den Menschen¹.*

Ich will dich, folge mir, o Mensch in Himmel führen,
Erkenne dich nur selbst, Gott wird dein Hertze rühren,
Du bist das, was du bist: die Ewig' Ewigkeit
Wird inner dir geeint, wird außer dir gezweyt.

Wann sich die Seel erkennt. Du bist dir dein selbst Wesen,
Die Seele hat ihr Gott, Gott ihm die Seel erlesen:
Sie, die nu ewig ist, schleust sich in Körper ein,
Wil in ihm offenbar, erkannt und sichtbar seyn.

Durch Leben kan² der Leib: das Leben durch die Sinnen,
Die Sinnen durch Verstand: durch Glauben er gewinnen:
Die Seele, die beschaut sich in ihm, er in ihr,
Sie in durchlauchtem Glantz, Er in verklärter Zier.

Wann sich der Leib erkennt. Du darffst nicht weiter fragen,
Und dieses frage dich, sonst kan dirs niemand sagen.

Daniel Czepko von Reigersfeld (1605—1660), Nachkomme eines in Schlesien niedergelassenen Adelsgeschlechtes und Sohn, Neffe und Enkel protestantischer Geistlicher, wird von Neumeister in seiner *Dissertatio de poetis germanicis* (1695) folgendermaßen charakterisiert: *Vir nobilis nobilisque poeta, ut vena et sanguis attemperate sibi respondeant*. Damit wird an Czepkos Erscheinung gerade *das* als funktionale Einheit wahrgenommen, was den unvoreingenommenen Betrachter seines Lebens und den Leser seiner Werke zu verwirren pflegt: Czepkos auffallende Vielseitigkeit in Leben, Denken und Dichten, sein politisches, nicht immer einliniges Engagement als entschieden evangelischer *vir nobilis*, der dem (katholischen) Kaiser doch die Treue halten möchte, *und* seine eher verborgene Wirksamkeit als *nobilis poeta* (zu Lebzeiten wurde nur wenig von seinen Dichtungen veröffentlicht). Obgleich die Übereinkunft (im weitesten Sinn) bürgerlicher und wissenschaftlich-poetischer Tätigkeit im Ideal der Nobilität damals — als humanistisches Erbstück — durch-

aus geläufig war, ist es — auch für zeitgenössische Augen — erstaunlich zu sehen, wie breitgefächert Czepkos Wirksamkeit und Interessen waren. Als Rechtsgelehrter, Mediziner, Landwirt, Historiker, Beamter (in dieser Eigenschaft auch als Bergwerksdirektor tätig), Politiker und kaiserlicher Rat dem Leben und dessen unmittelbaren Bedürfnissen zugewandt, stand er gleichzeitig den spirituellen Gehalten einer esoterischen, böhmistisch-paracelsisch-pansophischen Überlieferung weit offen und erwarb sich darin so beachtliche Kenntnisse, daß es ihm ein leichtes bedeutete, das intensiv Gelernte ins Erbaulich-Poetische umzusetzen.

Werner Milch hat Czepkos Werk (1930)³ durch eine mustergültige Ausgabe und verschiedene Untersuchungen⁴ überhaupt erst erschlossen, so daß nun eine weniger geisteswissenschaftlich und biographisch als stilkritisch orientierte Forschung alle Mühe hat, Czepkos Werk im einzelnen aufzuschlüsseln.

* * *

Unser Gedicht *An den Menschen* ist das zwölfte einer lose zu einem Zyklus zusammengefühten Folge von 31 Gedichten mit dem Titel: *Gegen Lage der Eitelkeit. Von der Eitelkeit zur Wahrheit*. Der Zyklus entstand, nachdem Czepko im Jahre 1633 in Dobroslawitz für längere Zeit bei den Baronen Czigan von Slupska Aufenthalt genommen hatte und hier durch Hans Georg, den ältesten der drei Czigans, und Lazarus Henckel in den Einflußbereich böhmistisch und irenisch gesinnter Männer geraten war. Die an und für sich vage, synkretistische Spiritualität dieser Männer gerät nun allerdings bei Czepko unter eine strenge geistige Formtendenz, die schon in seiner frühen Alexandrinerepigrammatik und — in vorliegendem Gedicht — vornehmlich in der straffen Sonderform des Surrey-Shakespeareschen Sonetts (mit drei Quartetten und einem Couplet) zur Wirkung kommt. Der durchgehende Gebrauch des sonettfremden, heroischen Alexandriners (mit Paarreimen) vervollständigt die Suggestion einer ehernen, ja monumentalen Form, die sich übrigens schon im Titel anzeigt. Er ist schon das Punctum hermeneuticum für das Gedicht selbst: *Aus dem Leibe die Seele,|Und aus der Seelen Gott*. Aus der Anordnung Leib—Seele—Gott ist schon mühelos die Aufforderung zur Introspektion ablesbar, die dem ganzen Gedicht Gliederung und Gehalt gibt. Der Zusatz: *An den Menschen* ist überdeutliche Anzeige einer Proklamation, die nun folgen soll.

Das Gedicht ist deutlich — nach der Art des Sonetts — in zwei größere Teile gegliedert. Das erste Quartett wird durch ein Enjambement mit dem zweiten und das dritte — ebenfalls durch Strophensprung — mit dem abschließenden Zweizeiler verbunden, wobei die beiden Enjambements pikanterweise — bei wechselndem Subjekt — in Wortstellung und Inhalt identisch sind. Zwischen dem zweiten und dritten Vierzeiler jedoch ist weder formal noch inhaltlich ein Übergang faßbar.

Über dem Apollotempel zu Delphi fand sich die Inschrift: «Gnothi seauton», «Erkenne dich selbst», eine Mahnung, die über Plato, Plotin und Augustin Eingang in die abendländische Denktradition fand und so auch in der deutschen Barockliteratur zum apophthegmatisch sicheren Ansatzpunkt der menschlichen Introspektion wurde, die allemal der Anfang des Philosophierens und des Denkens ganz allgemein ist⁵. In dieser umfassenden Tradition steht auch Czepko, wenn er sich anheischig macht, den Menschen durch die Selbsterkenntnis «in Himmel» zu führen. Eine besondere, von Juvenal herührende Tradition behauptet kühnlich: «E caelo descendit, γνῶθι σεαυτόν» (Sat. XI, 27). Was Wunder, wenn das «Erkenne dich selbst» den Einsichtigen zum Ort seines Ursprungs zurückführen kann! Dem zum Himmel Steigenden wird die Selbsterkenntnis abgefordert. Dieser (in letzter Analyse) neuplatonische Gedanke einer Gottfindung im eigenen Selbst findet sich in Czepkos Werk allenthalben. Czepko dürfte ihn mit Sicherheit von Valentin Weigel⁶ oder Abraham von Franckenberg⁷ übernommen haben.

Was aber macht Czepko mit diesem Gedanken? In der Selbsterkenntnis, in der Einkehr ins eigene Selbst, geschieht die Verwesentlichung des Menschen, das heißt er wird seines Ursprungs, des Himmels, bis zur Identifikation ansichtig. Gott, der das menschliche Herz anrührt (auch das nur in der Selbsterkenntnis spürbar!), wohnt in der Seele des Menschen. Er ist der Einigungsgrund der Identität des Menschen mit sich selbst: «Du bist das, was du bist», aber eben nur, wenn du dich selbst erkennst. Der Mensch, der sich selbst erkennt, ist nichts weniger als der Garant dafür, daß die «Ewig' Ewigkeit» nicht «gezweyt» wird. In dem, der in sich verbleibt, wird sie geeint und in der Weltzeit gegenwärtig. Auffallend ist, daß bei Czepko die Ewigkeit dermaßen triumphal das Innere des Menschen besetzt. Von der Zeit ist nicht einmal die Rede. Sie ist für den in seinen Wesensgrund blickenden Menschen kaum vorhanden. Ganz anders bei Gryphius, Czepkos jüngerem Zeitgenossen: ihm ist die Zeit das Flüchtige, das ihn hienieden laufend drängt, treibt und stößt; das Widerwärtige am Erdendasein ist «die flucht der schnellen zeit⁸»; erst der Gestorbene «Sucht nunmehr in der höh' Die ewig' Ewigkeit/die hier nicht zu erreichen⁹». Bis zum Jüngsten Gericht ist für Gryphius Zeit und Ewigkeit das heillos Getrennte; nur die Vernichtung des Lebendigen macht eine Einigung von Zeit und Ewigkeit möglich. Selbsteinkehr ist bei ihm identisch mit Selbstaufopferung qualvollster Art. Ewigkeit kann so nur senkrecht einfallender Blitz Gottes oder göttlich fernes, in Tod und Gericht drohendes Nunc Stans sein. In Czepkos Einbildungskraft aber wird die Ewigkeit, «Wann sich die Seel erkennt», mystische Gegenwart, die der Zeit nur noch als des Mediums ihrer Ereignung bedarf.

Im zweiten Quartett versucht Czepko den Gedanken, daß der Mensch in der Selbsterkenntnis zum «selbst Wesen» wird, tiefer und endgültiger in Gott zu begründen. Die Selbsterkenntnis ist der Weg zur Einsicht in das habituelle

Verhältnis gegenseitiger Liebeswahl zwischen Gott und Seele. Die Seele erwählt sich Gott, Gott erwählt sich die Seele. Wer selber Gott erwählt und sich als von Gott erwählt erfährt, dessen Seele ist ewig und vermag so gefahrlos in die Leiblichkeit, in den «Cörper», einzugehen, um darin, in ihrem «Gegenwurff», das eigene Wesen zu verwirklichen. «Denn ich kan nichts erkennen, als in seinem Gegenwurffe», sagt Czepko anderswo¹⁰ in Anlehnung an Weigels subtile Erkenntnislehre. Im Leibe erst kann die Seele «offenbar, erkannt und sichtbar seyn». Gerade im Licht von Czepkos Spekulation über Leib, Seele und Gott erhält Oetingers hintergründiges Wort: «Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes», einen klaren Sinn: Der Leib markiert augenfällig die äußerste Grenze dessen, was Gott selbständig gegenübersteht; noch ohne Gottes Menschwerdung in die Betrachtung miteinzubeziehen, muß der menschliche Leib also im Maße seiner Gottferne von Gottes Schöpferkraft umfaßt und gehalten sein. Wer daher das «Werck Gottes¹¹» der Einheit zwischen Leib und Seele erfassen kann, der rührt dem Grad seiner Erkenntnis entsprechend an das sonst undurchschaubare Geheimnis, das zwischen Gott und Ich waltet. Czepko hat diesem Gedanken in einem Epigramm Ausdruck gegeben:

Die Seele schleust den Leib, der Leib die Seel in sich,
Verständest du dis Werck, du kenntest Gott und dich.

Und in seiner *Consolatio ad Baronissam Cziganeam*, einer erbaulichen Schrift, in der Czepko Barbara Czigan über den Tod ihrer Schwester hinwegzutrusten sucht, steht an wichtiger Stelle: «Darumb, o Mensch, erkenne dich selber. Suche nicht das ewig bewegende Wesen außer dir, das in allen deinen Gliedern ist. Kehre deine Augen mit dem Gemüthe umb, und besiehe das herrliche Gebäude deines Leibes. Bedencke gar wol, wie es inwendig aus der Seele ohne Mittel gewürcket und geschaffen worden¹².» Diese Rettung des Leibes ist in Anbetracht der platonischen Motive bei Czepko erstaunlich und nur verständlich auf Grund des christlichen Schöpfungsbegriffs, der die Würde des Geschaffenen auch gegen dessen Hinfälligkeit hochhält. Die Herrlichkeit des menschlichen Leibes wird im folgenden dadurch deutlich, daß eine hierarchisch gegliederte Reihe von Prinzipien und Vermögen genannt wird, die den Leib bedingen und im letzten tragen. Gemeint sind: das Leben, die Sinne, der Verstand und der Glaube. Solange die Seele — als Gestaltprinzip des ganzen Menschen — sie alle hält und befruchtet, erwirbt sich das Untere vom Oberen unendlichen Gewinn, und eine nur sacht angetönte Dynamik beginnt den in sich hierarchisch gegliederten Menschen himmelwärts zu treiben. Von dem lebendigen Leib über die Sinne und den Verstand zur glaubenden Seele hin ist eine einzige Kraft wirksam, die, indem sie das Untere umarmt, es auch mit sich in den Himmel emporzieht. Gerade weil dieser Vorgang schon hinieden

mystische Wirklichkeit werden kann, bemüht Czepko nicht den Sturmwind des Heiligen Geistes, sondern etabliert kühnlich den verklärten Menschen unter quietistischen Vorzeichen schon in dieser Weltzeit; Harmonie und verklärtes Versunkensein von Seele in Leib und von Leib in Seele präledieren schon den pietistisch-maßvollen Glanz einer «schönen Seele»:

Die Seele, die beschaut sich in ihm [dem Leib], er in ihr,
Sie in durchlauchtem Glantz, Er in verklärter Zier.

Wann sich der Leib erkennt.

Der Strophensprung aber stellt unmißverständlich heraus, daß es ohne den Leib nicht geht. Er ist der «Gegenwurf», in dem sich die Seele spiegeln darf. Schon nach Franckenberg gilt: «ohne den Leib ist Seel und Geist nicht persönlich¹³», was aber nicht heißt, daß das Wesen des Menschen zur baren, in sich ununterscheidbaren Existenz heroisiert würde; dagegen steht gleichsam der erste Erwerb der Selbsterkenntnis, die Unterscheidung des Menschen in Leib und Seele; diese Dichotomie gibt Czepko nicht preis, auch wenn er all sein Fragen schließlich wieder dem Ich von neuem aufgibt: «dieses frage dich, sonst kan dirs niemand sagen». Der Prozeß der Selbsterkenntnis und dessen Mühe könnte (und muß nach Czepko auch) hier wieder neu beginnen.

Franckenbergs Meinung: «Wo du dich kennest recht/so muß dein Leib und Seele Anatomiret seyn¹⁴», und Czepkos mystische Begründung der Selbsterkenntnis machen es sowohl von der erkenntniskritischen wie theologischen Seite her deutlich, daß es bei dieser im 17. Jahrhundert immer wieder beschworenen Introspektion ja nie um den spontanen und selbstverständlich-unmittelbaren Ausdruck des eigenen Wesens, der individuellen Person, geht, sondern vielmehr um den Aufweis der überindividuellen Macht (Gottes oder der Sünde), die im Ich wirksam ist. Die Ignorantia sui ist das Schreckgespenst jeder barocken Ethik (in hoher Dichtung sowohl wie im erbaulichen Traktat); wo es auftaucht, wird sie als Hoffart und Selbsttäuschung verflucht, und das «Nosce te ipsum» steigt als Retter vom Himmel hernieder. In dem hier erläuterten Gedicht aber darf darüber hinaus die Selbsterkenntnis in den weiten Spielraum neuplatonischer Seelenlehre gebracht werden, nach der — unter Aufnahme stoischer Gedanken — im Innersten der Seele Gott wie ein Funken wohnt¹⁵. Die diesem Gedanken innewohnende Gefahr einer unvermittelten, ontologisch begründeten Göttlichkeit der Kreatur hat Czepko nur schon dadurch vermieden, daß er die Selbsterkenntnis auch des Leibes fordert, in der das platonisch Veräußerte zugunsten der Totalität des Himmelsglückes zurückgekauft wird. Die Kreatürlichkeit des Leibes aber entzieht sich jeder Infragestellung, so daß man sich dieser in geistlicher Dichtung seltenen Wertschätzung des Leibes ungehindert freuen kann.

¹D. von Czepko, Geistliche Schriften (im folgenden als GS zitiert), herausgegeben von Werner Milch, Breslau 1930, S. 19. ²Milch schreibt hier «kam», das ich auf Grund innerer, eindeutiger Kriterien für eine Verschreibung oder für einen Lesefehler halte. ³Geistliche Schriften, Breslau 1930; Weltliche Dichtungen, Breslau 1932; Neudruck beider Bände: Darmstadt 1963. ⁴Daniel von Czepko, Persönlichkeit und Leistung, Breslau 1934; Einzelproblemen gewidmete Aufsätze über C. in: Kleine Schriften zur Literatur- und Geistesgeschichte, Heidelberg 1957. ⁵Aus der reichen Literatur über die Nachwirkung des «Nosce te ipsum» vgl. nur: E. G. Wilkins, The Delphic Maxims in Literature, Chicago 1929. ⁶V. Weigel, Erkenne dich selbst, Newenstatt 1615. Dazu in der Folge mehrere Pseudo-Weigeliana mit ähnlichem Titel. ⁷A. von Franckenberg, Nosce Teipsum, Frankfurt a. M. 1675. ⁸Sonette, II. Buch, Sonett 23; Werke (Ed. Szyrocki) I, S. 77. ⁹A. a. O., Sonett 37; a. a. O., S. 85. ¹⁰GS S. 67. ¹¹Überschrift des im folgenden zitierten Epigramms (GS S. 228). ¹²GS S. 109. ¹³Nosce teipsum (s. Anm. 7), S. 16. ¹⁴Oculus Aeternitatis, Amsterdam 1677, S. 18. ¹⁵Vgl. E. von Ivánka, Plato Christianus, Einsiedeln 1965.

Catharina Regina von Greiffenberg

MAX WEHRLI

Über das unaussprechliche Heilige Geistes-Eingeben

DU ungesch'ner Blitz/du dunkel-helles Liecht/
du Herzerfüllte Krafft/doch unbegreiflichs Wesen
Es ist was Göttliches in meinem Geist gewesen/
daß mich bewegt und regt: Ich spür ein seltnes Liecht.

Die Seel ist von sich selbst nicht also löblich liecht.
Es ist ein Wunder-Wind/ein Geist/ein webend Wesen/
die ewig' Athem-Krafft/das Erz-seyn selbst gewesen/
das ihm in mir entzünd diß Himmel-flammend Liecht.

Du Farben-Spiegel-Blick/du wunderbundtes Glänzen!
du schimmerst hin und her/bist unbegreiflich klar
die Geistes Taubenflüg' in Warheits-Sonne glänzen.

Der GOTT-bewegte Teich/ ist auch getrübet klar!
es will erst gegen ihr die Geistes-Sonn beglänzen
den Mond/dann dreht er sich/wird Erden-ab auch klar.